

Die Welt im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung **Die Presse**

Verlag der G. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

1916

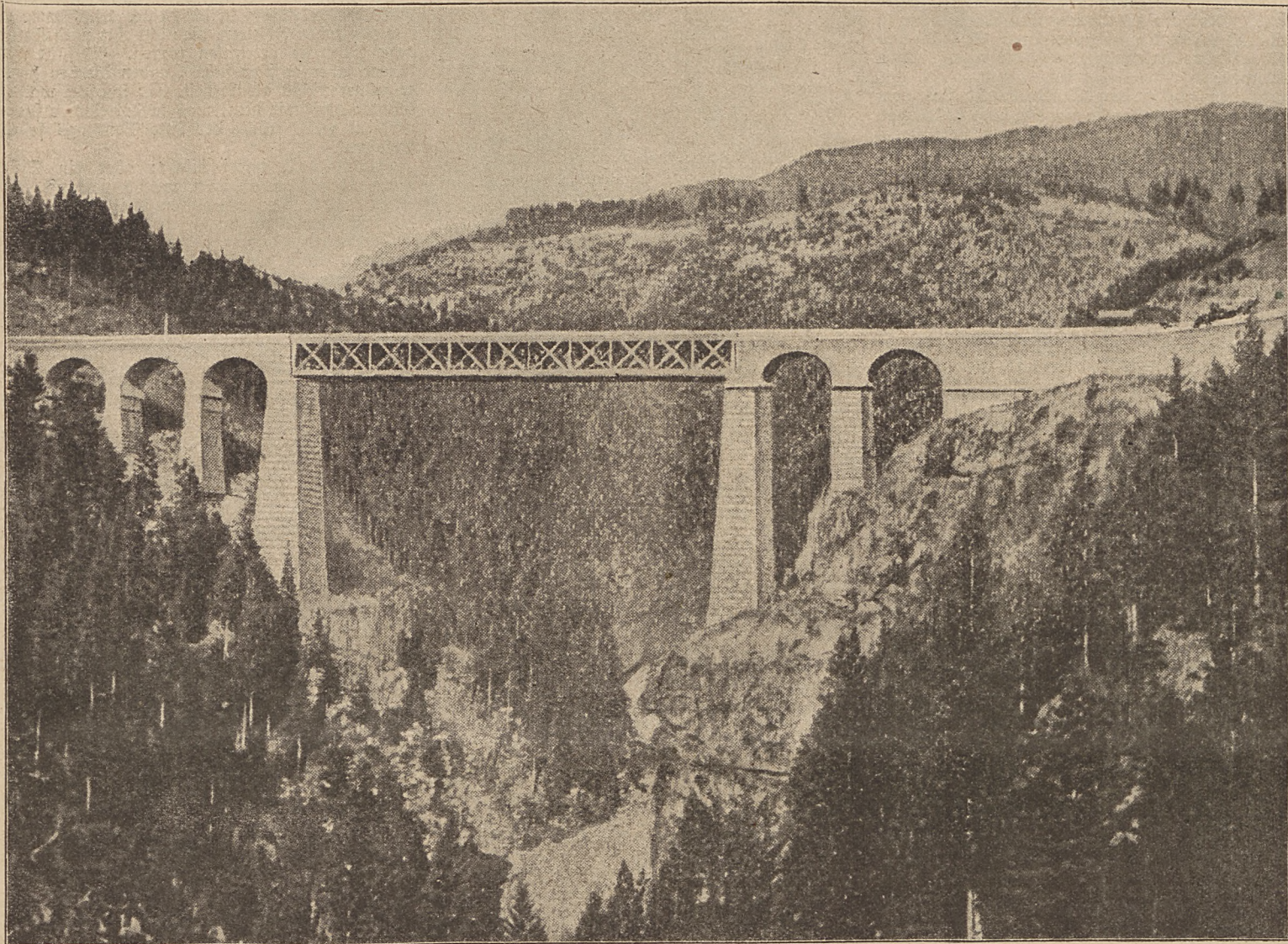
Sonntag, den 25. Juni

Nr. 26

Wenn man die Schwierigkeiten des Gebirgskrieges sowie den auf äußerst starke Befestigungen, darunter Panzerwerke, gestützten kräftigen italienischen Widerstand in Betracht zieht, so sind die bisherigen Leistungen der k. u. k. Truppen in Südtirol als geradezu großartig zu bezeichnen. Die Raschheit, mit der man der größten Schwierigkeiten Herr wurde und eine feindliche Befestigung nach der anderen nahm, übertraf die höchst-

gespannten Erwartungen. Zweifellos gebührt ein großer Teil des Ruhmes der in so vielen Durchbruchkämpfen und Festungsbezwingungen erprobten k. u. k. Artillerie, die das Staunen der gesamten Welt hervorruft. Die Mitwirkung der Flieger, die das Feuer leiten halfen, war mustergültig. Im Raume von Arsiere eroberten die k. u. k. Truppen das im Posinatal am Schnittpunkte der vom Monte Tormeno führenden Ar-

mierungsstraße mit der Posinatalstraße gelegene Panzerwerk Cornolo. Nordwestlich von Schleggen (Asiago) nahmen die k. u. k. Truppen die Talsperre Val d'Alfa, die südlich des stark befestigten, mit einem Panzerwerk versehenen Monte Interotto liegt, wodurch die Val d'Alfa-Straße zum großen Teile in den Besitz der österreichisch-ungarischen Truppen gelangt und vollständig von ihrer Artillerie beherrscht wird.



Jenseits der italienischen Grenze:
Brücke über das Val d'Alfa bei Roanna



Gines Tages flogen, von Westen her, diese Bilder in meine Arbeitsstube, und da sie, wie ich annehme, nicht jede Zeitschrift hat, da sie ferner gut gezeichnet sind, behielt ich sie. Heute lege ich sie den Lesern vor. Den Künstler, dem ich sie verdanke, werden wir in einer anderen Nummer kennenlernen. Er heißt Paul Börner, ist im Westen bei einem sächsischen Infanterieregiment als Sanitätsunteroffizier tätig und führt in seinen Ruhestunden den Stift. Hier hat er, um von den fünf Bildern auf dieser Seite zu sprechen, seinen Freund Max Müller aufs Papier gezeichnet, dort einen Genesenden aus seinem Umkreis skizziert; hier stellt er uns den Helden Döbert vor, der gewiß außergewöhnliches geleistet hat; wieder zeigt er uns einen Iperntämpfer, und schließlich bringt er uns noch den Kompagniedichter, der zugleich Regisseur und Mime bei den Festlichkeiten ist, die während kurzen Gefechts-pausen veranstaltet werden, um die Gemüter der Vaterlandsverteidiger zu erheben. Paul Börner ist vielseitig: neben dem Zeichenblock liegt auch Manuskriptpapier, auf das er in gegebenen Augenblicken entweder eine kleine Geschichte oder ein Gedicht niederschreibt. **



Sturmflut

Von Fr. Rhöfse, Oberhausen

Wild heult der Sturm um das einsame Bauernhaus. Die halb herabhängenden Läden klappen polternd gegen das alte Gemäuer. Spärlich und trübe scheint das Licht durch die regenfeuchten Scheiben.

In der geräumigen Stube erhebt sich vom Tisch, an dem er dumpf vor sich hingebrütet hat, düsteren Blickes der Bauer und langt vom Nagel her seinen breiten Hut. Der zottige Spitz, des Hauses lang getreuer Wächter, der gähmend hinterm Ofen hervorkriecht und wedelnd seinen Herrn bittet, ihn begleiten zu dürfen, erhält mürrisch einen Fußtritt, so daß er sich still und mit gesenktem Kopfe seinem warmen Lager wieder zuwendet.

Die Bäuerin ist eingetreten und sieht mit ihrem granddurchfurchten Gesicht, auf dem stilles Herzeleid zu lesen ist, ihren Mann erschrocken an.

Willst du schon wieder spielen gehen? — Jetzt, wo dein Junge in Urlaub gekommen ist — und bei diesem Wetter? — Bleib doch zu Hause! Hier können wir's uns ja auch gemütlich machen.



aufregen. Schon um der Mutter willen nicht. Denn die muß es zuguterletzt doch noch auskosten.

So lange war er nun von Hause fort. Eine Bitterkeit steigt ihm in die Kehle. Was hatte er von den rohen Gefellen, die nicht eher nach Hause gehen, bis sie betrunken waren. Es fällt ihm schwer, aber er fügt sich. In den Wochen hatte er früher nichts als Arbeit. Er schaffte, was er konnte; doch mit dem, was in der Woche sauer verdient war, frönte der Alte Sonntags seiner Spielwut.

Wenn's noch dabei bliebe; aber ein Stück Land nach dem anderen wurde verkauft, ein Stück Vieh ums andere holten sie ihm weg. Nur um des Spieles willen.

Die beiden Männer gehen schweigend in den dunklen Herbstabend hinaus. Von ferne dringt das tosende Rauschen des hochgehenden Flusses, der sich wild über die großen Räder der Papiermühle wälzt, die sich unter der Wucht der wachsenden Wellen ächzend und stöhnend drehen. Traurig suchen die Augen des Burschen das vom Wege abseits gelegene schmucke Häuschen, in dem sie wohnt, seine Wiege. So sagt er immer



Es war eine stille, ängstliche Bitte.

Ich will auch meinen Sonntag haben, fährt er sie an. Und der Jung soll mit. Natürlich geht der mit!

Sein Sohn war bereits viele Monate im Felde gewesen. Manchen Sturm hat er mitgemacht und hat auch nun das Kreuz und die Tressen mitgebracht. Darauf war der Bauer stolz. Proben wollte er mit seinem Aeltesten. Aergern sollten sich die anderen, plaken vor Neid. Auf den Tisch wollte er schlagen, daß die Gläser klirrend auf den Boden rollten. Er bezahlte alles. Jawohl — er! Würden die Augen machen... Und es war so recht ein Grund zum Trinken. Ohne Rausch und ohne Spiel konnte er sich einen Sonntag nicht gut denken. Wie zur Entschuldigung fügte er hinzu: Der Franz kann mir ja auch helfen, den Kahn hinüberbringen. Ich spüre meine alten Knochen schon, und das Wasser geht hoch.

Das sagt er mehr zu seinem kräftigen Burschen. Von der Bank erhebt sich der Franz. Nur schwer vermag er die Unlust von seinem Gesicht zu verbannen. Gerade heut soll er mit! Das Mariechen erwartet er, die Tochter eines Nachbarn. Sie kam vor dem Kriege oft des Sonntagsabends zu einem gemütlichen Plauderstündchen herüber. Darauf hatte er sich auch heut gefreut, das ist nun vorbei. Widerspruch gibt's beim Vater nicht. Das kennt er. Den darf er nicht



zu ihr, wenn sie allein sind. Mariechen klingt ihm viel zu bäuerlich für das kleine, zierliche Ding. Leise winkt er einen stillen Gruß hinüber.

Knarrend biegen sich die beiden einsamen Pappeln am Ufer der rauschenden Ruhr. Der Fluß ist oft ein ganz lückeriger Gesell, er windet sich lächelnd durch die bewaldeten Höhen und wälzt sich faul über saftige Wiesen. Trotz seines Alters kost er gern mit den nebelbehängenen Wasserjungfrauen, die des Abends gespensterhaft mit ihren feuchten Nebelschleiern aus dem Spick steigen, in dessen düsteren Wassern sie versteckt ihre Wohnungen aufgeschlagen haben und leise über die Wiesen hüpfen, um dem alten Freunde neckend die Ruhe zu stören. Dann hält er sie auch mal und läßt sie nicht mehr zurück in ihr Heim. Und wenn dann so ein ahnungsloses Menschenkind ihnen zu nahe kommt, locken und ziehen sie es hinein in den Strudel und treiben ihr loses Spiel mit ihm.

Die Männer stehen an der Fähre, gleichzeitig ein Wirtshaus und eine Mühle. Wegen des schlechten Wetters ist dort wenig Verkehr. Der Wirt sitzt in der Stube und raucht seine Pfeife. Der Hund schlägt an, und er tritt hinaus. Doch übersehen will er den Bauer nicht. Weil er ihn kennt, traut er ihm selbst den Kahn an. Das schwankende Fahrzeug wird losgebunden, und die schweigenden Männer steigen hinein, um es kräftig durch die wogenden Wellen zu bringen.

Kopfschüttelnd schaut der Wirt den beiden nach. Sein Bier ist auch gut, und Zeit für ein Spielschen hätte er auch schon. Doch drüben am anderen Ufer winken die hellen Lichter der nahen Stadt. Das Ziel des Alten, des Jungen Kummer —

Schwer und stürmisch jagen die schwarzen Wetterwolken am nächtlichen Himmel dahin, und prasselnd strömt der dicke Regen auf die dunkle Erde, in den wütenden Fluß, in den hochschaukelnden Kahn, in dem der Bauer mit seinem Sohn in später Rückkehr dem heimischen Ufer zufährt. Das Saufgelage ist vorüber, die Spiel-



Phot. Presse-Bureau, Leipzig
Die Zinne der Madonna bei San Martino di Castrozza

Wer den Wiener Generalstabsbericht liest oder den Artikeln der Kriegsberichterstattung vom südöstlichen Kriegsschauplatz Beachtung schenkt, wird sich freuen, nun auch Bilder aus jenen Gebieten kennenzulernen, wo jetzt die Italiener fürchterliche Prügel kriegen. *

mut ist abgekühlt. Von der Stadtkirche schlägt es dumpf und abgerissen zwölf schwere Schläge. Wohl verhallen sie in der stürmischen Nacht. Für einen Augenblick läßt Franz die sich biegenden Ruder vor aller Anstrengung sinken. Nun ist sie längst daheim, denkt er, und seine müden Augen suchen das Dunkel zu durchdringen.

Der Alte greift jetzt fluchend mit in die Ruder. Die Mitte ist erreicht. Nur mühsam halten sie den wankenden Kahn über die tobenden Wellen. Donnernd braust der Sturm über die wilde Flut und reißt das schwankende Fahrzeug in gewaltigen Wirbeln mit sich fort, den Fluß hinunter. Schon hören sie das ferne Getöse des Wassers, das sich in weißem Gischt über die rasselnden Räder der Mühle stürzt. Schon sehen die erschreckten Augen des Warnungszeichens rotes Licht durch die tobende Nacht schimmern. Die schlanken, schmiegsamen Wasserjungfrauen, die sich spielend in dem kräuselnden Schaum tummeln und sich leicht auf den weißen Mähnen der Wellen wiegen, scheinen verlangend die nackten Arme nach ihren Opfern auszustrecken, um sie in das nasse Grab hinabzuziehen . . .

Der kalte Schweiß rinnt den furchtbaren Kämpfenden von der heißen Stirn. Mit unmenschlicher Anstrengung überwinden sie langsam die schwellenden Stromschnellen, die den leichten Kahn zu verschlingen drohen.

Am nicht fernen Ufer winkt jemand mit einer Laterne. Auf diesen Punkt müssen sie zusteuern. Ein Ruck, noch einer — dann ein plötzliches Krachen: ein Ruder ist gebrochen. Die beiden sehen sich entsetzt an. Mit einem wilden Fluche schleudert der Alte das Bruchstück in das wütende Element. Der Bursche arbeitet allein. Kunstgerecht sucht er zu drehen und zu wenden. Seine stieren Augen sind nur auf die Gestalt mit der Laterne gerichtet. Dem Jungen läuft kalter Schweiß über den Rücken. Er hat draußen im Regengüssen schon manchmal dem Tod entgegengesehen. Doch lieber zerrissen von einer Granate — als hier —



Phot. Presse-Bureau, Leipzig

Blick in das Gijchtal

Das Brausen und Zischen der anstürmenden Wogen, das Stöhnen und Stampfen der Mühlenträder dringen schauerlich durch die entfesselte Natur, und laut heult der Sturm sein wildes Lied.

Das Ufer kommt näher und näher. Aber auch die verderbenbringenden, sich rasend drehenden Räder. Nengstlich, hangend hört Franz seinen Namen rufen. Seine Arme und Knie zittern. Mit wilder Gewalt sucht er sich und seinen Vater durchzuringen. Ein heißes, flehendes Gebet steigt aus seiner feuchenden, gequälten Brust zum finsternen Himmel empor.

Da mit einmal ein kurzes Aufplätschen — ein zischendes Aufspritzen — der Bauer hat den Sprung in die Wellen gewagt, um in wahnsinniger Todesangst um sein fündiges Leben zu ringen.

Franz sitzt allein in dem halb mit Wasser gefüllten Kahn, den der Stoß des Abspringenden, der wilde Wirbel wieder zurück in die Fluten getrieben haben.

Das wirre Haar hängt ihm in feuchten Strähnen um die brennende Stirn. Sein



Zwei englische Babys im Kriegsgefangenenlager zu Döberitz

Rücken schon hört er das wilde Drehen der todbringenden Räder. Kalter Angstschweiß dringt ihm aus den Poren. Furchtbares Todesahnen hält seinen Sinn befangen.

Er will sich in die Flut stürzen, um dem nahen Verderben zu entgehen — ein gewaltiger Stoß, ein Krachen und Brechen! Die hochaufgerichtete Gestalt im Kahn verliert den Halt. Noch hört der Unglückliche einen lauten Angstschrei durch die dröhnende Luft zittern — da faßt ihn der furchtbaren Räder zermalmende Macht.

Am finsternen Ufer rennt ein junges Weib rufend, schreiend der Mühle zu. Die losen braunen Haare umflattern vom Sturme zerzaust das angstverzerrte Gesicht. Mit ihren Blicken sucht sie das Dunkel des brausenden Räderwerkes zu durchdringen. Bis an die bebenden Knie schlagen ihr die lockenden Wellen, und die kleinen Wasserjungfrauen zeren mutwillig an ihren feuchten Kleidern und schleudern ihr tichernd den weißen Gischt in die Augen. Jetzt sieht sie die Reste des zerbrochenen Fahrzeuges. Nicht achtet sie

die wütende Gewalt der heranbrausenden Wogen. Sie macht einen Schritt vorwärts. Wieder einen. Ein angstdurchbebter Schrei gelst in die tosende Nacht hinaus: Mein Franz! — dann ist auch das kleine Licht verschwunden. Die Wellen wälzen weiter ihre braune Flut. Ein dumpfes Mechzen, ein lautes Stöhnen geht durch das große Mühlrad; dann ein kleines Stochen — ein heftiger Ruck: das Werk steht still.

Zu spät!

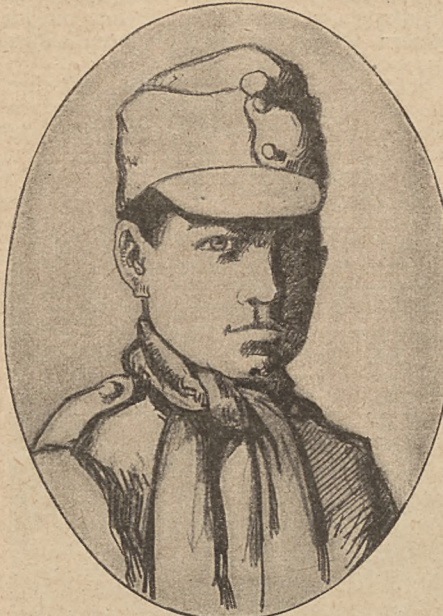
Am überschwemmten Ufer sitzt der bleiche alte Bauer, durchnäßt und fröstelnd. Seine zitternden Hände krallen sich in das vor Todesschreck gebleichte Haar.

Wie ein verwundetes Tier brüllt er in die tobende Welt hinaus.

Mörder! schreit es aus seinem gequälten, todesmatten Herzen.

Mörder! tönt es hohl aus dem gurgelnden Wirbel.

Grinsend zieht er ein kleines Etwas aus seiner Rocktasche. Heiser dröhnt ein höhnisches Lachen von seinen bebenden, blut-



Oesterreichischer Kriegsfreiwilliger, 13 Jahre alt

weitgeöffnetes Auge sucht unverwandt die winkende Gestalt am Ufer. Für einen Augenblick droht seine Kraft zu erlahmen, sein Mut ihn zu verlassen. Mit gewaltiger Anstrengung ringt er sich ächzend nochmals dem rettenden Ufer näher. Im



Kroatischer Artillerist, 14 Jahre alt

Zu Beginn des Weltkrieges ist es vorgekommen, daß Schulkinder, in deren Adern echtes deutsches Blut rinnt, einfach auf und davon gegangen sind, um sich bei irgendeinem Truppenteil für den Krieg zur Verfügung zu stellen. Manche von ihnen haben ihre Wünsche in Erfüllung gehen, viele jedoch mußten wieder, weil sie zu jung waren, heimgebracht werden zu Vater und Mutter, denen sie davongelaufen waren. Unsere Bilder beweisen uns, daß auch in den feindlichen Heeren ganz junge Burschen dienen oder dienen. Die zwei englischen Babys können sich im Gefangenenlager zu Döberitz von ihren Ruhmestaten erzählen; aber die anderen nehmen, wenn wir recht unterrichtet sind, noch teil an den Schlachten und Gefechten. Es müßte kurzweilig sein, von diesen Jungens zu hören, was sie während ihres Aufenthalts im Felde erlebt und durchgemacht haben.



Russischer Soldat, 11 Jahre alt

losen Lippen, dann schleudert er die Karten in das nasse Grab. Die Karten, die schuld sind an seinem Untergang. Er will ihnen nachschauen, will ihnen etwas nachrufen; aber vor seinen Augen liegt ein Schleier. Und kraftlos bricht er zusammen.



Kriegsfreiwilliger aus Leipzig, 15 Jahre alt



Ali Reshad Eschausch, der jüngste türkische Unteroffizier, 15 Jahre alt

Die lieben Mitmenschen

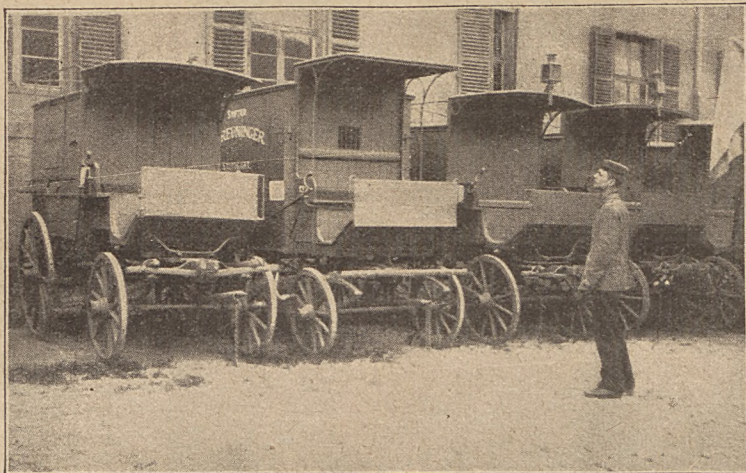
Ich habe große Eile, ich will verreisen und bevor mein Zug geht, noch verschiedenes erledigen. Schnell zum Postamt. Rechts steht groß: Eingang. Also da hinein; hups, rennt mich ein Herr an, daß mir der Hut vom Kopf und die Pakete aus der Hand fallen — in dem einen war unter anderem Tinte und Wäsche. Er wollte da hinaus, wo Eingang steht. Dem dazu steht ja Eingang da, damit man dort hinausgeht. Hoffentlich hat die Postverwaltung bald ein Einsehen, läßt die Aufschriften entsprechend ändern und schreibt an die als Ausgang gedachte Tür recht groß: Eingang. Dann wird's klappen, denke ich.

Fräulein, bitte, fünf Dreipfennigarten und zehn Fünfpfennigarten! Schon sehe ich, wie die Thurn-und-Taxis-Schönheit einige Dreipfennigarten abreißen will. Fräulein, ich hat doch um Dreipfennigarten! — Karten, so, jetzt ist wieder anders. — Ja, allerdings. Ich habe glücklich, was ich will, und greife nach dem Federhalter, um einen Brief zu adressieren. Als ich den Halter fortlege, habe ich die Finger voll Tinte, denn vorher hatte ihn jemand, wie ich jetzt erst bemerke, bis weit über die Feder in die Tinte getaucht. Ich wische meine Finger flüchtig ab und nässe meine Marke am Anfeuchter. Wie ich sie festdrücke, quillt eine tintige Tunte unter ihr hervor und umgibt die Marke mit einem Trauerrand. Ein findiger Kopf hatte den Anfeuchter für einen Tintenvischer gehalten und entsprechend verwendet. Meinen an eine Respektsperson gerichteten Brief kann ich so nicht abschicken. Er wandert in meine Tasche. Ich gehe im Gilmarisch zum Bahnhof und zur Aufbewahrungsstelle für Handgepäck, Ausgabe-schalter. Vor mir steht eine Dame mit einem Kofferchen. Auf dem Ueberzug steht sinnig und geschmackvoll: Glückliche Reise. Der Beamte öffnet das Schiebefenster: Ach, bitte, hier der Koffer aufbewahren, haucht die Gwastochter. Am Nebenschalter ist die Annahme. Da steht es drauf, sagte der Beamte und weist auf die Aufschrift. Ach, richtig ja, wissen Sie, lieber Herr, ich bin ein bißchen kurzfristig seit meiner Augenentzündung. . . . Ich rechnete schon mit einem längeren anatomischen Vortrag, aber der Beamte war ein-sichtsvoll genug, sich zu mir zu wenden, und mit meiner Handtasche bewaffnet lief ich schleunig zum Schalter. Vor mir fünf Leute; ein Blick auf den Minutenzeiger; noch vier Minuten bis zur Abfahrt. Stille Ueberlegung: Es wird grad noch langen, wenn nicht etwa. . . . Haben Sie die fünf-



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

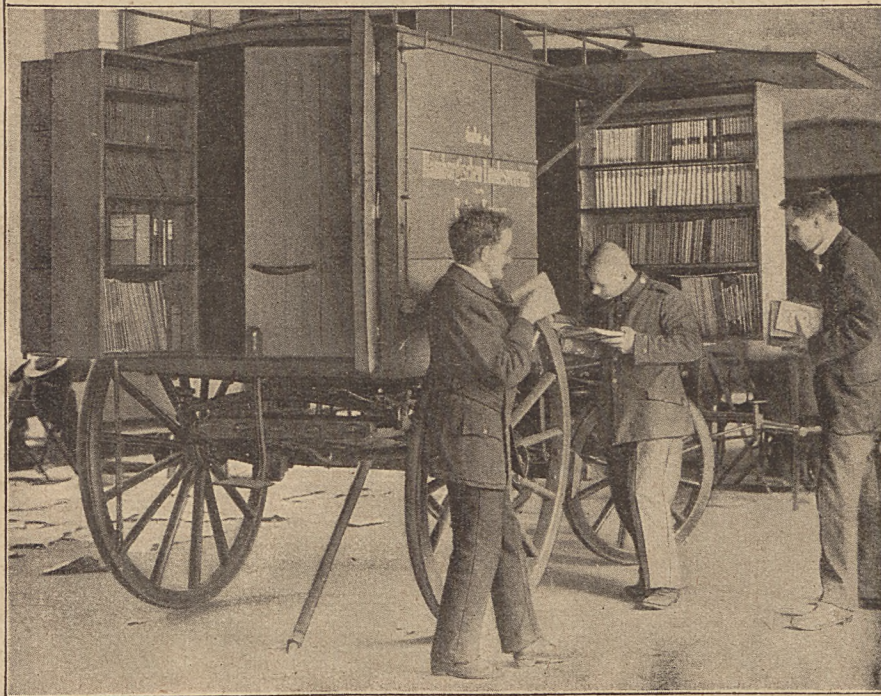
Die Feldbücherei Jena



Phot. D. Schöpfer, Stuttgart

Die Stuttgarter Bücherwagen fürs Feld

Ueber die Bedeutung des guten Buches im Felde ist in den Tageszeitungen genug geschrieben worden. Wir brauchen nicht auch noch darauf einzugehen, sondern zeigen nur einige Bilder, die jene Mitteilungen illustrieren mögen. Die großen Städte setzen ihren Stolz darin, auf den Kriegsschauplätzen mit einigen fahrbaren Büchereien vertreten zu sein. **



Fahrbare Büchereien für unsere Truppen

unddreißig Pfennig nicht klein? fragt der Schalterbeamte, auf den hingelegten Fünzigmarkschein eines Herrn deutend. Nein, leider nicht! Wechseln. Der nächste rückt vor den Schalter. Können Sie mir sagen, habe ich mit dem Schnellzug Anschluß nach. . . . Der Portier gibt Ihnen Auskunft. . . . Ich hatte endlich meine Fahrkarte, da höre ich auf dem Galopp zur Sperre die Pfeife des Zugführers schrillen, und. . . . Zurückleben! schallt es befehlend.

Weinake hätte ich meinen Zug erreicht! — Georg Korn.

Kriegschronik

17. Mai: Drei französische Angriffe gegen Höhe 304 vereitelt.

Schwere feindliche Verluste beim Rückzug über Esnes. Die englische Wehrpflichtbill in dritter Lesung angenommen.

18. Mai: Im Trentino werden die italienischen Panzerwerke Campomolon und Toraro erobert.

Deutsche Dampfer Trave und Kolga unter Flaggenmißbrauch versenkt.

19. Mai: Erfolgreiche französische Gegenstöße an der Straße Gaucourt-Esnes.

Siegreicher Fortgang der österreichischen Offensive: Saffo Alto, Tonzaspitzen, Passo della Vena, Monte Melignone und Col Santo besetzt.

20. Mai: Erfolge am Süd- und Südwestabhang des Toten Mannes, 1350 Gefangene, 13 Geschütze, 21 Maschinengewehre.

Kaiser Wilhelm trifft in Berlin ein und empfängt den Reichskanzler.

21. Mai: Mehrere englische Linien bei Givenchy gestürzt.

Teile des Steinbruchs bei Haudromont von den Franzosen besetzt.

Luftkämpfe über Dünkirchen. Hauptmann Böcke erobert sein 17. und 18. Flugzeug.

22. Mai: Helfferich wird Staatssekretär des Innern, Graf v. Roedern Reichsschatzsekretär, Oberpräsident v. Batschki Leiter des Kriegs-Ernährungsamts, Breitenbach Vizepräsident des Staatsministeriums.

Kaiserliches Dankschreiben an den scheidenden Minister Delbrück.

Oesterreichischer Vormarsch im Saganatal, Flucht der Italiener aus Borgo.

23. Mai: Proklamation des Erzherzogs Friedrich an die k. u. k. Truppen.

Englische Gegenangriffe bei Givenchy abgeschlagen. Gumières von thüringischen Truppen erstürmt.

Das italienische Panzerwerk Campolongo erobert.

24. Mai: Der Steinbruch bei Haudromont zurück-erobert.

Unter den zur Benagelung und zum Besten der Kriegshilfe bestimmten Kriegswahrzeichen nimmt das in Zuffenhausen bei Stuttgart seit einigen Monaten aufgestellte einen ehrenvollen Platz ein. Die in dunklem Eichenton gehaltene geschnitzte Wandtafel zeigt nach einem künstlerischen Entwurf, ausgeführt von Holzbildhauer C. Diemer, in ihrem oberen Teil das Hauptstück des Stadtwappens, den Zuffenhauser Hirten, nach Uhland und Goethe. Der Bericht Uhlands in der Dösfinger Schlacht ist bekannt. In seiner Reise in die Schweiz schreibt Goethe u. a.: Nach Zuffenhausen hinabfahrend, sehen wir Feuerbach rechts in einem schönen Wiesengrunde. Ein Bauer, der eine Querpfeife auf dem Jahrmarkt gekauft hatte, spielte darauf im Nachhausegehen — fast das einzige Zeichen von Fröhlichkeit, das uns auf dem Wege begegnet war... Aus Leid und Freude, Arbeit und Ausruhen ist unsere Gestalt des Zuffenhauser Hirten geworden. Nur der untere Teil

Mona Lisa Gioconda

Preisgekrönte Novelle von Hero May

Es war Abend geworden unter den Pinien des Gartens, der hinter der Villa lag.

Mona Lisa trat aus dem Schlafgemach auf die Altane hinaus. Mondbeglänzt lag die Landschaft, ein dämmeriges Gebild von Traum und Wirklichkeit.

Die Einsame, um die das dunkelweinrote Gewand schlicht herabfloß, atmete in tiefem Zuge die heilige Stille ein.

Allabendlich pflegte sie noch einen Blick auf den Horizont zu werfen, wenn er voll von Sternen glänzte. Um so mehr hatte sie dieses Bedürfnis, wenn sie allein war wie heute, wo ihr Gatte, Messer Giocondo, eine mehrtägige Reise angetreten hatte. Verlassen schimmerten die bunten Decken seiner Lagerstatt unter der kunstvollen Bronzeampel, die hinter der Frau brannte und die Silhouette ihrer Gestalt gegen das Haus abhob.

Sie hielt die wundervollen Hände auf der hohen Steinbrüstung gekreuzt, wie Leonardo da Vinci, der Meister, in den Sitzungen sie geheißen zu tun, weil ihr diese Haltung eigentümlich war.

Drei Jahre fast malte er nun an ihrem Bilde, ohne damit fertig werden zu können, und gab als Grund an, er vermöge den wechselvollen Ausdruck ihrer Augen nicht zu bannen.

Mona Lisa liebte diese Sitzungen in der Werkstatt des Meisters, denn Sänger und Dichter und Lautenspieler belebten und erheiterten ihre Eintönigkeit. Und die Blicke der Jünglinge huschten wie Sonnenstrahlen über sie hin. Und die Augen des Meisters glühten wie zwei Fackeln aus tiefen Höhlen über das verschlossene Tor ihres Gesichts.

In der Werkstatt des Künstlers pflegte sie zu sitzen wie eine Königin in ihrem eigenen Reich, umschmeichelt und umworben von Blicken und Worten und Melodien ihrer Ergebenen. Hoch über diesen allen saß sie, unerreicht. Keine Brücke führte zu ihrer Höhe hinüber von den Zitternden, Irrenden da unten, die noch Sklaven waren ihrer Sehnsucht, Begier und Schwächen. Sie lächelte leise über sie und ihre Bemühungen, das spröde Leben zu erobern.

Mona Lisa liebte die Sterne. Sie waren verschwiegen wie ihre eigene Seele und gingen so gelassen ruhig ihre Bahn wie sie selber. Und es funkelte in ihrem Licht ein geheimnisvolles eigenes Leben wie in ihr selber. Verwandt waren sie ihr.

Mit ihnen pflog sie Zwiesprache. Keine Menschenseele, aber die schweigenden Lichter der Nacht, die auf den Grund des Meeres schauen, wußten die Geheimnisse ihrer Seele.

1914 Wie der Hirte seine Herde, schürme Gott das deutsche Land 19



Der Zuffenhauser Hirt als Kriegswahrzeichen

und der Rahmen der Gedenktafel ist zur Benagelung bestimmt. Das Ganze soll später einmal in die Wandvertäferung des neuen Rathhauseaals eingefügt werden. Der fleißige Hirte, bei dem man wohl auch an Psalm 23 denken mag, hat schon viele Spender von eisernen, silbernen und goldenen Nägeln angelockt und zusammengeblasen. Von all den dichterischen Huldigungen, die der Zuffenhauser Hirt neben Gesang und Musik und Ansprachen in dieser Zeit geduldig über sich ergehen ließ, möge hier nur die eine hübsche Widmung Platz finden:

Da kommt in neuen Ehren Den Dank für heißes Kämpf-
der Zuffenhauser Hirt. ums teure Vaterland, [sen
Der Mann blüht froh und den Dank für Blut und
heiter. Wunden —
was der uns bringen wird? greift zu mit offner Hand!
Blickt auf, er bringt uns Und denkt, wie manches
Nägel Auge
von Silber und von Gold, voll Lust erstrahlen wird
damit ihr unsern Kriegern für das, was ihm gespendet
den Dank erzeigen sollt. der Zuffenhauser Hirt. R. L.

Unter den schwachen Menschen ist man nur zu Besuch. Bei den Sternen ist man daheim. Sie sind die Starken, Unwandelbaren, die Lichten, Gewissenlosen.

Mona Lisa kannte die Sterne. Die Menschen schwachen von Sünde und Liebe. Aber die Lichten des Himmels lächeln darüber in ihrer erhabenen Höhe. Auch sie tat so. Sie hatte es den schweigenden Sternen abgelernt, seit sie des angesehenen stolzen Giocondos Gattin geworden war.

Ihre Gedanken trugen sie zurück in die Zeit, die diesem Ereignis vorauslag. Mit leichten Füßen betrat sie das Land der Erinnerung.

Schon als Mädchen in ihrem Vaterhause zu Neapel hatte sie dieses Verhältnis zu den Gestirnen gehabt...

Dort fuhr der goldene Himmelswagen herauf wie einst in ihrer Mädchenzeit.

Sie hatte ihn sich damals immer mit Rosen gefüllt gedacht, mit dunkelroten Rosen, so übervoll, daß sie des Nachts auf die Erde herabrieselten, wenn der Wagen sich senkte. Die Göttin des Morgens flocht sich den Kranz davon um ihre Stirn.

Und dort über dem Rücken des schwarzblauen Gebirges stieg der strahlende König Orion herauf, am flimmernden Gürtel das Dolchgehäng. Ihr Lieblich war er.

Und eines Abends schien er heruntergefliegen zu sein bis in die dunkle Straße Neapels, wo der weiße Palazzo ihres Vaters lag. Er stand im Schatten des gegenüberliegenden Säulenhauses und blickte herauf zu ihr. Zwei Flammen leuchteten aus seinen Augen, warmblütige Sterne, und im Fackellicht glitzerte sein Gürtel und daran das Dolchgehäng.

Bei dieser Erinnerung zog die Gattin des Giocondo mit einer plötzlichen leidenschaftlichen Bewegung den Schleier fest um ihre Schultern.

Ihre Blicke zuckten Blitze in das Dunkel der Pinien, die wie starre Gebilde im Garten aufragten.

O Gabriello! Sie flüsterte es unhörbar in ihrem Herzen. — Du, mit dem Namen und der Stirn des Erzengels!

Warum war er von den Sternen heruntergefliegen, ein Gott, verkleidet in Menschengestalt, und hatte das Herz des Mädchens von den ewigen Bildern losgerissen und es sich zu eigen gemacht eine lange, kurze Zeit? Ein Jahr, das so lang und so selig war wie tausend Frühlinge und so kurz und so lang wie ein Wintertag.

Von jenem Abend an stand er wie ein Gebietender über allen ihren Wegen.

Sie wartete am Abend nicht mehr auf das Herausziehen des Himmelskönigs. Sie wartete auf das Leuchten seiner Augen und das Blitzen



Phot. Presse-Bureau, Leipzig

In der Mainstadt Klingenberg, von der wir eine alte Gasse zeigen, brauchen die Einwohner keine Steuern zu zahlen. Vielmehr bekommen die Leute noch Geld heraus

seines Dolchgehanges im Schatten des Säulenganges, vor dem die Fackeln düster qualmend brannten.

Viele Abende stand er unten.

Sie wartete — und wartete —

Warum fehlten ihm Mut und Willen, ein liebendes Mädchen zu ergreifen, ihren Balkon im Sturm zu ersteigen, sie an einer Straßenecke loszureißen von der griesgrämigen Begleiterin ihrer Jugend, die ihre Ausgänge bewachte? Oder sie von dem stolzen Hause zu fordern und von dem strengen Vater?

Gabrielo war doch ein Nobile, wenn er auch arm war. Aber es wehte etwas Geheimnisvolles um ihn und seine Person. Sie verstand es erst, als sie später hörte, daß sein Vater ein Deutscher gewesen, ein Sohn jenes kühnen Volkes, das hinter eisigen Bergen wohnt. Darum gefiel es ihm wohl, mit seiner und ihrer Sehnsucht zu spielen und aus der Ferne zu schwärmen.

Ein echter Sohn Napolis würde nicht gezauert haben, sie, wenn es nicht anders ging, vom Betstuhl in der Kirche fortzureißen, wo sie kniete und heimlich unter dem Rosenkranzbeten zu ihm hinspähte.

Und wenn es ein Verbrechen gewesen wäre am Allerheiligsten. Gibt es ein Verbrechen, das die Liebe nicht begehen könnte um ihrer selbst willen? Und heiligt sie nicht alles, was sie tut?

Mißachtete er sie so sehr, daß er sie nur mit Blicken quälte und die Flammen seiner Augen in ihr Herz hineingieß wie Feuer in einen Blumenfisch, und Liebe in ihrer Seele entzündete, ohne sie zum Weibe zu verlangen?

Sie achtete und bewunderte die Liebe in den Gesängen und Erzählungen der Dichter, die, kühn wie ein Adler, geneigt zu tollkühner Tat, zu Raub und Mord, und verachtete die, die es nicht verstanden, ihr Dasein zur Geltung zu bringen.

Wohl tat sie weh, diese Verachtung, aber sie nährte sie von ihrem Herzblut wie eine zahme Schlange.

Und endlich kam die Stunde der süßen, grausamen Rache.

Am dem ersten Tage, nachdem das Jahr in das Tor der Ewigkeit eingegangen war, das so lang gewesen wie tausend Frühlinge und so kurz wie ein Wintertag, kam Messer Francesco Giocondo, der stolze, stattliche Mann, der schon zwei Frauen zu Grabe geleitet hatte, von Florenz auf einer Reise nach Neapel. Und kam ins Haus des vornehmen Antonio Gherardini, ihres Vaters, und sprach lange mit ihm allein.

Mona Lisa glaubte, daß es Geschäfte seien, die sie besprachen, denn sie wußte, daß der Reichtum ihres Hauses in letzter Zeit Not gelitten hatte.

Aber nach der Unterredung rief der Vater die Tochter besonders zu sich und wies auf seine weißen Haare hin, auf sein baldiges Ende, und rebete eindringlich mit ihr. Und die Tochter, die als Kind glänzende Tage im Vaterhause gesehen, hatte klaren Verstand genug, seine Gründe zu begreifen, und willigte ein, des Florentiner Bürgers Giocondo Gattin zu werden.

Wohl zuckte es bei ihrer bejahenden Antwort durch ihre Seele, als sei die Spitze des Dolches Gabrielos hindurchgefahren, aber ihre Zustimmung gab sie dennoch.

Eine brennende Qual erfüllte ihr Herz, gemischt mit der Lust der Grausamkeit, als sie am

Als die Russen durch die Bukowina stürmten, versteckte die fliehende Bevölkerung ihre Habe vor den räubernden Soldaten so gut sie es konnte. Und als der Feind vertrieben worden war, kehrten die Juden zurück und holten ihre verborgenen Schätze wieder aus den Verstecken hervor. Unser Bild zeigt einige dieser Schatzgräber an der Arbeit. *



Schatzgräber

Morgen nach der Silvesternacht in der Frühmette Gabrielo bleich wie ein Gespenst an der gewohnten Säule in der Kirche lehnen sah. Wie Totenlichter von einem Katastrophal brannten seine Augen düster zu ihr herüber.

Hatte er sie durch die Feuer der Sehnsucht gequält, so mochte er nun die Qualen des Inferno dafür erleiden.

Als später Giocondo, der künftige Gatte, vor ihr stand in seiner ganzen männlichen Bedeutung, schien es ihr nicht mehr unmöglich, die vornehme Höhe der erhabenen Selbstüberwindung zu erreichen.

Aber sie hatte die Natur ihrer eigenen Seele verkannt, die sich nicht vom eigenen Willen einfach biegen oder brechen ließ, wenn es ihr auch vorkam, als sei sie in den Stunden verschwiegener Kämpfe weit über ihr empfindsames Ich hinausgewachsen.

Am Tage vor ihrer Trauung brachte ein Maskierter in der Abenddämmerung eine kleine geschnitzte Truhe zu ihr. Er übergab sie ihr schweigend und heimlich und ging, ohne seine Maske zu lüften, davon.

Silig trat sie mit dem geheimnisvollen Hochzeitsgeschenk, so glaubte sie, in ihre Kammer.

Als sie die Truhe öffnete, lag darin auf blutrotem Grund, an goldenem Gehänge, der Dolch Gabrielos. Sie erkannte ihn sofort.

Nachdem sie das freudige Erschrecken der Ueber-

raschung überwunden, hob sie ihn mit bebenden

Fingern heraus und zog ihn aus der von kostbaren Edelsteinen blinkenden Scheide.

Sie prüfte die Klinge, ob sie von seinem Blute gerötet sei. Sie wäre fähig gewesen, den Dolch in ihr eigenes Herz zu stoßen, zu sterben wie Julia Capuletti am Todesfuß des Geliebten.

Sie drehte die Klinge spielend in dem Schein des Lämpchens. Die Klinge war blank wie ein Wasserstrahl. Da fuhr es eiskalt durch ihre Glieder, daß der, den sie für einen Schwächling gehalten, ihren Willen über-

siegt hatte. Am anderen Morgen hörte sie von ihrer Dienerin, die immer in den Neuigkeiten und Geheimnissen der Stadt bewandert war, daß Nobile Gabrielo, der durch seine Seltsamkeit und Verschlossenheit so vieler Frauen Herzen und Gedanken beschäftigt habe, Mönch geworden und in ein Kloster eingetreten sei, fern in Sizilien.

Es gibt seltsame Mittel, um ein Andenken ewig zu machen und dem anderen eine Wunde zuzufügen, die keine Heilung findet.

Zehn Jahre waren darüber hingegangen, seit sie ihrem Gatten nach Florenz gefolgt war — und doch konnte sie nicht vergessen. In jeder Nacht stieg die Erinnerung mit den Sternen über die Berge herauf, in jeder Stille, die sie umgab, wachte sie auf.

Den Dolch hatte sie noch in Neapel ihrer Dienerin Camilla übergeben, damit sie ihn zum Althändler trage wie einen Gegenstand, den man nicht mehr achtet oder nicht mehr vor Augen sehen will. Den Erlös hatte sie der Dienerin zum Geschenk gemacht.

Und dennoch war der Schatten Gabrielos mit ihr gegangen. Als sie das Haus des Giocondo in Florenz betrat, lehnte er am Türpfosten, und in den Umarmungen ihres Gatten tauchten seine warmblütigen Augen vor ihr auf. Sie konnte sich

feiner nicht erwehren. Der fern im Kloster Lebende wohnte in ihren Gedanken, in ihrem Blute.

Gabrielo war Sieger geblieben über sie. Dunkler Haß qualmte aus der Flamme ihrer einstigen Liebe empor. Und der Haß verkörperte noch eindringlicher den Gehasten, wie die Liebe den Geliebten.

Er hatte die Mauer ihrer Selbstüberwindung und Selbstherrlichkeit erstiegen und die Fahne seines Sieges da aufgepflanzt. Er hatte gesiegt mit kalter Waffe. Ja, wenn er eine andere ihr vorgezogen aus kleinlichen oder berechnenden Gründen — er würde ihr klein und erbärmlich erschienen sein. Aber die einsame, weltverachtende Höhe, in die er vor ihr gestiegen —

Den Lebenden würde sie nicht überwinden, aber den Toten — den Toten —

Sie spielte mit dem Gedanken an seinen Tod.

In ihren Gebeten tauchte er auf. Aber es gab keine Möglichkeit, ihn zu verwirklichen. Nur die Leidenschaft ihres Hasses spiegelte es ihr vor.

Ob das Sünde war? Sie besprach sich mit den Sternen, den schweigsamen. Und die Hohen, Ewigen, Gewissenlosen lächelten, wie sie über alle Qualen und Freuden der Erde lächelte.

Wer ahnte es, was in ihr vorging, wenn sie mit ruhiger Gelassenheit ihren Hausgeschäften nachging und hinter dem Lächeln, das sie von den Sternen gelernt hatte, über den Dingen des Tages und des Lebens zu stehen schien?

(Fortsetzung folgt)

Der Tod als Freund. Wer ihn als seinen Feind ansieht, hat das Leben nicht kennen gelernt, hat es nicht gekostet. Denn das Leben ist ein Kampf, und leben heißt leiden. Aus dem Leid keimt die Freude, aus dem Schmerz die Lust. Doch wer Menschen, Leben und Welt ergründet hat und zu der Erkenntnis gekommen ist, daß alles eitel ist auf Erden, der wird gern auf alles verzichten, und er wird den Tod nicht als seinen Feind betrachten. Ich denke an das Lied von Schumann: Der Tod und das Mädchen, wo es heißt: ich bin nicht wild. Nein, wild ist der Tod nicht. Er ist eher mild. Wenn wir an die vielen jungen Herzen denken, die dieser Weltkrieg gebrochen hat, will uns der Tod als ein Würger erscheinen, der nicht satt wird. Aber auf unserem Bilde kommt er uns vor wie ein Tröster, wie ein guter Kamerad, wie ein Freund. Der Türmer hat von dem Fenster seiner Glockenstube aus jahrein, jahraus in die Lande geschaut, er hat die Sonne aufgehen und den Mond untergehen sehen; er kannte die blauen Sterne; er hat den Himmel in wildem Aufbruch des Gewitters, er hat ihn in der friedlichen Bläue lieben lernen. Und jedes Dorf kannte er, das sich von dem Ausguck aus seinen Blicken zeigte, und jeden Weg und jeden Steg, die von seinem Fenster wie helle Schlangen ausfahen. Er hat das Städtchen von seinem Turme aus betreut; hat aufgepaßt, daß ihm kein gefährlicher heller Schein um die Nachtstunde entgeht — er war ein gewissenhafter Türmer und er war in der Ausübung seiner Pflicht alt geworden. Dann kam ein Morgen, wo der Greis die Glocke nicht mehr läuten konnte; denn über Nacht hatte er Besuch bekommen von einem Wandersmann, der gehört hatte, daß der Alte müde und matt geworden sei. Und dieser Wandersmann ist hinaufgestiegen zu ihm, hat seine kühle Hand auf das schwach schlagende Herz gelegt, und ein mildes Lächeln verklärte sein Antlitz. Es war, als wollte er dem fremden Freund für seine Güte danken. Und die Sonne slog durch das offene Fenster, und ein Vöglein setzte sich hinein und schmetterte ein Liedlein in die Stube. Alles laute Leben war mit dem Eintritt des Todes gewichen, und nur der Abglanz des Himmlischen verbreitete sich in dem Raum. Ein Abglanz, der bis in den finstersten Winkel sloß, der alles mit Silber verbrämte. Und während der Tod an dem Glockenstrang zog, flatterte die Seele des Alten gen Himmel, woher sie einst gekommen war. — Hanns Baum.



Der Tod als Freund
Holzschnitt von Alfred Rethel, dessen 100. Geburtstag sich am 15. Mai 1916 jährte

O Frühlingstag!

O Frühlingstag voll Sonne,
du hast mir Leid gebracht,
und meine müde Seele
ersehnet nun die Nacht.

Die paßt mit ihrem Dunkel
für meinen großen Schmerz
und läßt zur Ruhe kommen
Mein allzu stürmisch Herz.

Mit dir!

Ich möchte mit dir wandern
hinaus zum stillen Wald,
wo Frühlingslüfte wehen
und Vogelklang erschallt.

Ich möchte mit dir rasten
im Frühlingssonnenschein
und mich an deiner Seite
des goldnen Lenzes freun!

Philippine Maya

Morgenrot

Still ist die Nacht...
Kein Lüftlein sich regt,
zu kühlen des Kriegers Hand.
Nur leise rinnet das rote Blut
und versickert im rieselnden Sand.

Zwei brechende Augen öffnen sich
noch einmal in letzter Not
und grüßen, wenn der Tag anbricht,
ein schöneres Morgenrot.

E. Liebert

Blumen auf den Tisch

Welche sterben, wenn sie lieben...

Gib mir die kleine, weiße Hand,
laß mich in deine Augen sehn
ein letztes Mal.
Ich will von dir in Frieden gehn.
Vielleicht daß ich im fernen Land
vergeß der Dual...
wo wilde Flammen rasen —
und wo sie sterben, jung
und sieghaft schön,
wann die Fanfaren blasen...

Auf lichten Höhen
ragt hehr die Himmelsburg Walhall
in deutscher Sonne Ruhmesglanz...
dort ruhn die großen Toten all —
Um bleiche Stirn den Heldenkranz. —

Dort wohnt das Glück... im Sternenland...
das Glück, nach dem in Kraft und Blut
ich Sehnsucht trug...
bis daß du kamst... die mir ins Blut
die Unrast warf, mit weißer Hand
todwund mich schlug — — —
Und meine Liebe war ein Flammenmeer.

Ich werde nimmermehr
in deine Augen sehn —
mir ist das Bitterste
an Leid geschehn...
ich will nun gehn — —
ach Gott, es ist so schwer...

S. Effen

Ein Lied vom Frühling

Einst griff ich zu meiner Laute
und sang mein Herzenslied
von Frühling und Blumen, Liebe und Treu',
mir war es so seltsam zumut...
Ich sah ihn nahen in weiter Fern',
er eilte mir freudig zu,
sein Auge spiegelte Innigkeit
meine Seele war erwacht.
Das Lied verklang im Frühlingstraum
bei scheidendem Sonnenschein,
die Saite noch klingt, das Wort noch hallt,
für meinen Sehnsuchtschmerz.
Mein Lied, mein Lied, mein Herzenslied
ohne Reim und ohne Ton!

Gg. Hauck

Und gehe still von dannen...

Nun blüht's ja in den Gärten auch,
und selbst der allerkleinste Strauch
trägt seine bunten Zeichen.
Und bleibst du gar am Faune stehn,
wenn zarte Lüfte drüber wehn,
du fühlst die Düste streichen.
Da lacht der Goldlack mild und fein,
und neben ihm Bergisnichtmein
mit seinen blauen Augen.
Da ist die Primel sanft und satt,
und manches andre liebe Blatt
will meinem Strauche taugen.
Ich atme ein der Düste Hauch
und segene des Lenzes Brauch,
das Herze jäh zu bannen.
Ich nehme mit der Blumen Lied,
damit es in mir singt und blüht,
und gehe still von dannen.

Hanns Baum